

EIN TRICKREICHER MAJOR

Teil 2: Der Todesstoß

*

CONSTANCE J. HAMPTON

*

*

Band 3 aus „Wellington’s Offiziere“

*

ISBN/EAN: : 9789492980380

*

Urheberrecht: Constance J. Hampton

Hermesse James Boekerij

*

ÜBERSETZUNG:

ANDREAS VON PRONAY

09-2018-MMXIX-IX

*

Originalausgabe:

„A Major in Distress, Part 2: Death’s Sting,.

*

*

*

*

Nichts in dieser Veröffentlichung darf vervielfältigt werden, kopiert oder anderweitig verbreitet werden
Ohne die ausdrückliche Zustimmung des Autors.

*

In dieser erfundenen Geschichte sind alle Personen, Plätze und Vorfälle entweder das Ergebnis der Fantasie des Autors oder sie sind ausgedacht. Irgendwelche Ähnlichkeiten zu tatsächlichen Personen, lebend oder tot, sind rein zufällig.

*

*

*

VORWORT: DER BETRUG

*



„Ich habe nicht gedacht, dass du heute Nacht zu mir kommst.“

Marguerite drehte sich auf ihrem Kissen um und berührte Hengists Gesicht mit ihrer Hand. Sein Mund formte einen Kuss auf ihren Fingern.

„Warum nicht?“, fragte er flüsternd. Stimmen waren nur schwer zu erkennen, wenn man flüsterte. Das wusste er.

„Du...du warst heute so anders.“

Hengist spürte, wie ihr die Tränen kamen.

„Das stimmt nicht“, versicherte er ihr, „um Gottes Willen, du musst mir das glauben. Ich habe ein Problem, meine Gefühle zu zeigen.“

Das stimmte wenigstens.

„Bin ich jetzt auch anders?“ Er lachte leise.

Ihre Hand wanderte zu seinem Schlüsselbein und weiter zu seinem muskulösen Oberarm.

„Nein“. Sie schüttelte den Kopf. Hengist bemerkte einen Unterton, der bewundernd klang.

„Ich habe nicht gewusst, dass es so... Ich meine, zwischen einem Mann und einer Frau...“

„Denke einfach daran, was zwischen uns war, wenn die Sonne aufgegangen ist und ich wieder den teilnahmslosen Ehemann spielen muss“, murmelte er, was wiederum keine Unwahrheit war, wie er sich eingestand.

Er atmete tief durch die Nase. Warum zur Hölle machte er sich jetzt bei ihr Gedanken über Wahrheit und Lügen? Wem schuldete er ein gutes Gewissen?

„Ich bewundere deinen Körper“, seufzte er und drehte sich zur Seite. Ihre erforschende Hand fuhr an seinem Körper entlang, unter dem Herzen, langsam zu seinem Rücken. Sein Glied wurde wieder hart und er war zu abgelenkt um zu merken, dass ihre Finger sich mit seiner Narbe auf dem Rücken beschäftigten, dieser nachspürten.

„Was ist das?“, fragte sie, schnupperte an seiner Schulter und fuhr mit ihrer Hand an der schlecht vernähten und nicht gut verheilten Narbe entlang. Er verdankte sie einem der ersten Angriffe auf der Halbinsel. Sie hatte die Narbe schon vorher entdeckt, aber in ihrer Leidenschaftlichkeit nicht gewagt zu fragen.

Fast musste Hengist fluchen. Wie sollte er einen Bajonettstich erklären, der glücklicherweise abgelenkt wurde und nur eine tiefe Furche in seiner Haut hinterlassen hatte?

„Als Kind hatte ich mal einen blöden Unfall“, brummte er und dachte schnell nach, „ich bin gegen die Abdeckung des Kamins gefallen und

habe mich dann am Rücken an den scharfen Spitzen verletzt.“

Er spürte, wie sich ihre Lippen kräuselten.

„Das muss weh getan haben“, wisperte sie und suchte im Dunkeln nach seinem Ohr, um es zu küssen.

„Und das? Auch vom Kamin?“

Meine Güte, das Mädchen passte aber genau auf! Ihre Hand fühlte nun zärtlich seine Narbe an der Taille, ein Überbleibsel eines Säbelhiebs, der ihn beinahe im letzten September sein Leben gekostet hätte. Seine Haut war aufgerissen wie das Maul eines Walfischs, bis der Chirurg es mit schnellen Stichen zusammengenäht hatte. Der Mann sollte in der Hölle schmoren! Wenn er sich etwas mehr Zeit gelassen hätte, würde seine Brust nicht aussehen wie eine reparierte Matratze. Auch die Infektion war nicht gerade hilfreich, die um die Stiche herum entstanden war und Ränder um das Narbengewebe hinterlassen hatte.

“Unglücklicherweise ein Duell“, gab er zu, was auch stimmte.

Der französische Offizier hatte seinen Säbel meisterhaft geführt, in der Tat. Es muss der Kampf des Jahrhunderts gewesen sein, obwohl es kaum einer mitbekommen hatte. In einer Schlacht hatte man keine Zeit, sich einen anderen Kampf

anzusehen. Hengist ließ einen tiefen Seufzer hören. Er hätte zu gern mit dem Mann an einem der Fechtplätze in London oder auf dem Übungsplatz in den Kasernen in Edinburgh gekämpft. Er musste jedoch noch warten, bis der Teufel ihn holen konnte. Als er wie ein Schwein blutete, hatte er den Gegner getötet. Aus irgendeinem Grund hatte ihm der Hieb die Kraft gegeben, zurückzuschlagen. Fast hätte er ihm den Kopf vom seinem langen Hals abgetrennt. Es war eine Schande, einen solchen begnadeten Schwertkämpfer töten zu müssen! Aber das war eben der Krieg.

„Ein Duell?“, fragte sie zweifelnd. „Warum?“

„Es ging um Geldgeschäfte, glaube ich“, antwortete er gelangweilt und versuchte sie abzulenken, indem er nach der köstlichsten Stelle in ihrem Schritt suchte.

Sie stöhnte, spielte an seinen Genitalien und schnurrte vor Vergnügen, als sie seinen Schwanz hart und bereit fand.

*

*

*

1: INVESTIONES DES HERZOGS

*



-

Die Informationsschriften des Herzogs waren eingetroffen, überbracht von einem seiner Diener. Stevie hatte sich gleich darauf gestürzt, war dann aber enttäuscht, als er Hengists Name darauf fand. Verflixt, es wäre wohl keine gute Idee, die Post des Majors zu öffnen. Wenn man den Morgen als gut oder schlecht beurteilen sollte, war das sicher ein schlechter Morgen.

Er hörte Schritte auf der Treppe und sah Hengist in seinem Kilt, d.h. in seiner Majorsuniform, die Stufen herunterkommen.

„Gehen Sie zur Parade, Major?“ Er wagte dies zu fragen, nachdem er mit großen Augen auf die Regimentsabzeichen auf dem dunkelblauen Mantel des Black Guards Regiments sah.

Hengist lächelte verlegen. Wie alle echten Krieger mochte er die prächtige Paradeuniform nicht, diente sie doch nur dazu, die staunende Schar der Debütantinnen und ihrer Mütter auf einem Ball zu beeindrucken.

„Ich muss meine Soldaten in unserer Londoner Kaserne treffen und mein Pferd abholen. Biggles sagte mir, ich könnte es gern hier in den Ställen unterbringen.“

Er sah an seinem Mantel hinunter.

„Sehe ich nicht aus wie ein verdammter Weihnachtsbaum?“

Am liebsten hätte Stevie ihm über die breite Brust gestreichelt, aber er hätte sich wohl eine Ohrfeige eingefangen, wenn er das getan hätte. Sein Gefühl hatte ihm schon vom ersten Augenblick ihrer Begegnung an gesagt, dass Hengist niemand war, der eine derartige männliche Zuwendung mochte. Hengist war ein Frauentyp. Er hatte ihn beobachtet, wie er Marguerite angesehen hatte, wann immer er in ihrer Nähe war. Offensichtlich hatten sich Hengist und Marguerite schon immer gemocht

ohne das voneinander zu wissen oder irgendetwas daraus zu machen. Was für arme Seelen!

„Ich glaube, es ist Post für Sie, Major“, sagte er und wies auf Richard Greys Brief mit dem herzoglichen Siegel.

Hengist riskierte einen Blick.

„Das müssen Lindleys Prospekte sein; ich habe jetzt keine Zeit dafür, mein Junge...“

„Prospekte? Über die Sie beim Abendessen gesprochen haben? Das Marylebone-Projekt, nicht wahr? Darf ich mal reinschauen?“

Stevie spielte die Überraschung recht gelungen.

Der Major schlug ihm mit der behandschuhten Rechten auf die Schulter.

„Du entwickelst doch nicht etwa Interesse für Architektur? Gern, ich werde sie mir ansehen, wenn ich wieder zurück bin. Lege sie am besten in die Bibliothek, wenn du fertig bist.“

Er wandte sich zum Gehen und wäre fast mit seinem Bruder zusammengestoßen, der mit einem Überzieher und Stiefeln bekleidet das Haus betreten hatte.

„Mein Gott, Philip!“, rief Hengist aus, „die Spatzen fallen vom Dach, weil es so heiß ist und du trägst einen Mantel wie im tiefsten Winter!“

Philip sah seinen Bruder finster an. Es war in der Tat ein sehr sonniger Tag im Mai, für

Londoner Verhältnisse in dieser Jahreszeit fast ungewöhnlich. Er hatte es nicht gewagt, in seiner Abendgarderobe zurück ins Haus zu kommen. Es wurde sicher toleriert, wenn man früh um sechs Uhr in festlicher Kleidung erschien; niemand in der Gesellschaft würde auch nur ein Wort darüber verlieren. Aber gegen Mittag in dieser Kleidung aufzutauchen war etwas völlig anderes. Er war bis zehn Uhr im „Gents“ in seinem Zimmer geblieben, um noch einmal mit einem ausgeruhten und begeisterten Denning Liebe zu machen. Er hatte dann einen Botenjungen nach Hause geschickt um sich den Überzieher und Stiefel bringen zu lassen, so dass man seine Abendkleidung nicht sehen konnte. In letzter Sekunde war ihm eingefallen, keinen Diener des Clubs in der blau-silbernen Livree zu entsenden. Außer Stevie und John Row sollte niemand etwas über diesen Nebenverdienst mit dem Club erfahren. Hengist war natürlich informiert – er war ja dort gewesen. Aber seiner Meinung nach wussten schon zu viele davon.

Mit saurer Miene knöpfte er seinen Mantel auf und übergab ihn dem Ersten Diener, der ihm auch die Tür geöffnet hatte.

Hengist nickte seinem Bruder zu.

„Ich muss mit dir reden, wenn ich wieder da bin.“

Philip zuckte nur die Schultern.

Hengist sah seinen Bruder böse an und griff nach der Klinke, bevor der Erste Diener zu ihm eilen konnte und dabei fast über Philips Mantel fiel. Dann knallte er die Tür hinter sich zu.

Stevies Blick wanderte von Philips Gesicht zu seinen Stiefeln.

„Neue Mode, nehme ich an?“ Er wies auf die Reitstiefel, in die die Anzughose gesteckt war.

Philip sandte ihm nur einen finsternen Blick zu und lief schnell die Treppe hinauf, um John Row zu finden.

Stevie sah traurig zu, wie sein früherer Liebhaber verschwand. Der Mann war die ganze Nacht nicht zu Hause gewesen.

Die schlechte Nachricht war, dass er gehört hatte, wie sich die Zimmermädchen über den Zustand des Bettes von Lady Movern unterhielten. Es wurde vergangene Nacht gut genutzt, aber nicht nur zum Schlafen. Er hoffte, dass es niemandem aufgefallen war, dass der Bräutigam die ganze Nacht nicht zu Hause war. Das wäre ein Desaster.

Stevie kniff die Augen zusammen. Hengist hatte sehr zufrieden ausgesehen, ja befriedigt. Er

wusste, dass diese Befriedigung nicht mit der kleinen Nymphomanin Macy aus der oberen Etage zu tun hatte, die gestern ihre Chance mit einem Diener auf dem Boden gesucht und gefunden hatte. Er hatte das gehört, als Minnie und John Row vom Frühstück aus dem Frühstückszimmer der Angestellten kamen. Macy hatte dafür gesorgt, dass Minnie auf der Liege eines Dieners auf dem Dachboden schlafen musste. Minnie hatte sich bei einem sehr verständnisvollen Diener darüber beschwert. Es war offensichtlich, dass sie nicht die Quelle von Hengists Zufriedenheit war.

Seine Schwester hatte dunkle Ringe unter den Augen und er hatte die Knutschflecke auf ihrem Hals gesehen. Knutschflecke und kleine Bisswunden, aber nicht von Insekten. Darüber wunderte er sich ein wenig. Seine Schwester gehörte nicht zu denen, die sich nach anderen Männern umschaute; soweit er wusste, war bislang nur der fette Alexander mit ihr im Bett gewesen.

Er drehte sich um und folgte dem neuen Ersten Diener zu der Garderobe.

„Porter?“

Ian drehte sich um, nachdem er schnell und gekonnt den Überzieher an seinen Haken in der Garderobe aufgehängt hatte.

„Ja, Master Stephen?“

„Sie haben nicht gerade die Szene mit dem Viscount mitbekommen?“

Ian zog die Augenbrauen hoch.

„Welche Szene, Sir?“

-

Stevie drehte sich um, in Gedanken verloren, und ging in Richtung der Treppe.

„Jemand schickt dir viel Post“, sagte seine Schwester und schloss die Tür.

Als sich Stevie ihr verwundert zuwandte, lachte sie und zeigte auf den großen Briefumschlag in seiner Hand.

„Ach, das.“ Er winkte ab.

„Der Herzog von Lindley hat ihn dem Major geschickt. Es sind die Prospekte des Marylebhone-Projekts, das Mr. Nash, der Architekt, baut. Soweit ich weiß, ist der Herzog ein großer Befürworter des Vorhabens und sucht nach weiteren Investoren.“

Marguerite sah ihren Bruder von der Seite an.

„Wenn es die Post des Majors ist, warum hast du sie dann?“

Stevie wurde rot.

„Der Major hat mir erlaubt, sie zuerst anzusehen und dann in der Bibliothek abzulegen.“

Er machte eine kleine Kunstpause, bevor er fragte: „Möchtest du sie auch lesen? Dem Vernehmen nach sind Investitionen in den Wohnungsbau das aktuelle Thema, zumal auch der Prinz seine Unterstützung zugesagt hat.“

Marguerite nahm den großen Umschlag in die Hand und wog ihn hin und her.

„Für gute Investitionen bin ich immer zu haben“, murmelte sie.

„Warum nicht? Oder möchtest du...“

Stevie schüttelte hastig seinen Kopf. Es gab Allerlei, was er noch zu arrangieren hatte.

„Nein, lass den Brief einfach auf dem Tisch in der Bücherei liegen, Schwester.“

Er sah sie noch in die Bücherei gehen, bevor er – zwei Stufen auf einmal nehmend – die Treppe hoch stürmte.

-

„Rose?“

Stevie steckte seinen Kopf in Marguerites Schlafzimmer, in dem Rose gerade Wäsche in den Wäschekorb stopfte.

„Was gibt es, Master Stephen?“ Sie sah von ihrer Arbeit auf und streckte den Rücken. Sie

wurde nicht jünger und die Sorgen um ihre Herrin führten dazu, dass sie sich wie hundert fühlte.

Sie hatte letzte Nacht kaum geschlafen; sie hatte sich auf der Ottomane im Zimmer des Majors ausgeruht und dann vergessen, den Major zu warnen, dass er in sein Zimmer zurückgehen sollte. Gott sei Dank war er so diszipliniert und schlief wohl nie lange. So war er in den frühen Morgenstunden wieder in seiner Suite, als es draußen noch dunkel war. Sie hatte ihn gebeten, den Morgenmantel des Viscounts in einer der Schubladen zu verstecken. Aber er hatte das nicht getan, sondern ihn gefaltet und in die Kommode in seinem Zimmer gelegt. Rose bekam große Augen, als sie seinen Körper in völliger Nacktheit sah; er war ein wirklich sehenswerter Mann. Auch war ihr die hässliche Narbe auf seinem Rücken aufgefallen und hatte ihr ein unterdrücktes Stöhnen abgenötigt. Als er sich umdrehte, runzelte er die Stirn.

„Noch hier, Rose?“ Er flüsterte: „Sie sollten besser zu Bett gehen, es ist ja schon fast hell; und nicht so lange aufbleiben, ich finde schon den Weg in mein Zimmer!“

Sie sah einen Anflug von Humor auf seinem Gesicht und konnte nicht verhindern, ihn

anzulächeln und betrachtete seinen großartigen Körper.

„Sie haben ja eine Narbe!“ Mit dieser Feststellung wies sie auf die große Narbe auf seiner Taille.

Er sah an sich hinunter und schüttelte nur seine riesigen Schultern.

“Solange sie nicht meinen Bruder nackt sieht, wird sie ihr nicht weiter auffallen.“

Er lachte leise.

Rose drehte sich um und ging zur Tür. Meine Güte, dachte sie; kein Wunder, dass es in der Nacht ein „Blutbad“ gab, er ist ja riesig, selbst wenn er schlaff ist!

Sie musste kurz auflachen, als sie an den impotenten William dachte. Merk dir das, ich hoffe du siehst das von oben ...

Sie musste immer noch lächeln, als sie in ihrem einsamen Bett in der Dachkammer lag. Es war nur zwei enge Treppen hoch über dem Schlafzimmer ihrer Herrin. Sie hatte ihre eigene Schlafstelle in den Räumlichkeiten der Angestellten, nicht wie der schleimige John Row, der in dem Ankleidezimmer seines Herrn hinter einem Vorhang schlief.

Als ihre Herrin nach zehn Uhr erwachte, eilte sie sofort hinunter, damit nicht eines der

Zimmermädchen die Laken in die Hände bekam. Das hatte sich als überflüssig erwiesen, da Macy, ihre Augen noch etwas rot von dem Abenteuer der letzten Nacht, schon das Bett gemacht hatte. Rose hatte nur die Stirn über so viel Unternehmungslust des Mädchens gerunzelt. Sie war nicht faul, war aber andererseits sonst auch nicht so schnell dabei, wenn es um das Bettenmachen ging.

Macy sah stur geradeaus, aber Rose konnte ein gewisses selbstzufriedenes Lächeln erkennen. Oh, meine Liebe! Kein Zweifel, diese Laken würden das Gesprächsthema Nummer Eins bei den Bediensteten sein, zumal es im Augenblick nicht viel Neues gab.

John Row war noch nicht unten gewesen, um das Frühstück abzuholen. Das bedeutete, dass der Viscount noch schlief. Auch gut, dachte sie. Sie hatte ihn erst mittags zu Gesicht bekommen. Sie hatte nämlich seine Schritte in der Halle gehört und ihm nachspioniert, als er sein Zimmer betrat.

Oh Gott, er trug noch immer seine Abendkleidung und hatte seine elegante Hose in die Reitstiefel gezwängt. So ein Pech, dass sie keine Chance hatte, Marguerites Bettwäsche selbst nach unten zu bringen, der Wäschefrau zu geben und zu warten, bis sie in dem kochenden

Wasser des Waschtroges verschwand. Der Beweis dieser zweiten Liebesnacht von Marguerite mit der falschen Person war nun in Macys Händen und wer weiß, was sie mit dieser Information vorhatte.

Rose schüttelte den Kopf. Oh, oh, es war offensichtlich, dass der Major die Sache wieder sehr ernst genommen hatte. Aber das war es, was letztlich zählte; dass es vielleicht zu einem Baby kam. Selbst ein kleines Mädchen konnte ihre Herrin aus ihrer traurigen Stimmung erlösen, die sie oft hatte; natürlich wäre ein Junge besser. Sie überlegte. Wie lange würde der Major bleiben? Es gab das Gerücht, er würde bald seinen Vater in Edinburgh besuchen. Bis Schottland war es ein weiter Weg. Was, wenn Cherie noch nicht schwanger war, wenn er wegfuhr? Was, wenn alle Anstrengungen umsonst waren?

Ihre Hände zitterten, als sie die frisch gewaschenen Strümpfe und die Unterwäsche beiseitelegte.

Als Master Stephen sie rief, sah sie beunruhigt hoch.

-

Stephen kam schnell in das Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Er sah auf das große Bett, in dem seine Schwester gewöhnlich schlief. Nichts deutete auf ein nächtliches Geschehen hin, die Tagesdecke bedeckte alles ordentlich und die Kopfkissen waren am Kopfende penibel aufgestellt.

„Wir müssen uns unterhalten, Rose...“

Stevie nahm auf einem der zierlichen Stühlchen neben dem Bett Platz. Der Raum sah hell und fröhlich aus, mit den cremefarbenen Vorhängen, die mit goldenen und weichen Pastelltönen durchsetzt waren.

Rose sah ihn unsicher an. Sie hatte Stevie schon als Baby im Arm gehalten, ein wunderbarer süßer Fratz, aber seit er im letzten Jahr in London wohnte, hatte er sich sehr verändert. Seine Freundschaft mit dem Viscount hatte sie immer sehr begrüßt, bis sie, ja, bis sie gestern die Bemerkungen über Lord Morvern mitbekam.

Nachdem sie von der Absonderlichkeit des Viscounts gehört hatte, fragte sie sich, ob sein junger Freund, der ihn in das Haus eingeführt hatte, auch zu seinem merkwürdigen Freundeskreis gehörte.

Sie musste daran denken, dass Stevie derjenige war, der auf der Hochzeit von Lord Morvern und Marguerite bestanden hatte. Er war es auch

gewesen, der seine „großartige“ Mutter eingeladen hatte, die sich überall einmischte und die Verlobung in ein paar Stunden entschieden hatte.

Sie runzelte die Stirn und stand kerzengerade an die Kommode gelehnt.

„Ich hörte, wie die Zimmermädchen von oben sich darüber unterhielten, was in Marguerites Schlafzimmer in den beiden letzten Nächten los war.“

Rose sah den jungen Mann entgeistert an, der mit einer eigenartigen Eleganz auf dem Stuhl saß.

„Ich werde Mr. Biggles mitteilen, dass die Mädchen zu respektlos von der Herrin sprechen, Master Stephen“, entgegnete sie atemlos. Stevies Mund verzog sich zu einem Lächeln.

„Deshalb habe ich es nicht erwähnt“, antwortete er süffisant, „siehst du, Rose, wenn jeder denkt, dass die Ehe mit großer Tatkraft vollzogen wurde...“

Rose wurde blass. Dieser kleine Wicht wusste Bescheid! Kein Zweifel!

„...obwohl der Viscount in den beiden Nächten gar nicht zu Hause war...“

Rose musste nach Luft schnappen! Oh Gott, jetzt war alles aus!

„Wer...“, fuhr Stevie fort und genoss offenbar das Katz- und Maus-Spiel ganz besonders, „ja, wer hat dann mit meiner Schwester geschlafen?“

Sie konnte nur noch einmal nach Luft schnappen und die Hände vor der Brust falten.

„Oh, Master Stephen“, brachte sie mühsam hervor, „es war alles ein großes Missverständnis, vor allem in der Hochzeitsnacht!“

„Aha.“

Stevie konnte kaum seine Freude über ihr schnelles Geständnis verbergen.

„Ich wusste nicht, dass der Viscount sein Gästezimmer noch nicht mit seinem Schlafraum getauscht hatte“, fuhr sie fort, „ich dachte es wäre er, der in dem Schlafzimmer wartete und so habe ich ihn gedrängt zu gehen und...“

„...seine Pflichten gegenüber meiner Schwester wahrzunehmen?“ Stevie hob eine Augenbraue.

„Wen hast du denn nun in der Hochzeitsnacht zu ihr geschickt?“

Rose schnappte nach Luft wie ein gestrandeter Fisch.

„Der Major war in dem Zimmer untergebracht, Sir. Ich weiß nicht, wie es dazu kam.“

Stevie nickte langsam. Also der Major; es hätte nicht besser laufen können!

„So, wenn also der Major in der ersten Nacht dort war“, er nickte zu dem Schlafzimmer von Marguerite, „und das ganz aus Versehen, wie du sagst, wie kam es dann, dass er in der letzten Nacht wieder bei ihr war?“

Die Kommode krachte etwas, als Rose sich heftig dagegen lehnte. Sie sah auf den Teppich, ein einziges Nervenbündel.

„Weil ich... Weil ich ihn darum gebeten habe, Master Stephen.“

Das war kaum zu verstehen, aber Stevie hatte die besten Ohren der Welt.

„Du hast ihn darum gebeten“, wiederholte er unheilvoll, „warum?“

Rose sah plötzlich mit Verachtung auf den jungen Herrn.

„Er hat sie in der ersten Nacht zu einer glücklichen Frau gemacht, Master Stephen! Weil er ein großartiger, potenter Mann ist, der ihr ein schönes Baby schenken kann, deshalb!“

Stevie hob bei diesem Ausbruch die Augenbrauen.

„Frau, du hast einen Fremden zu meiner Schwester geschickt...“

„Nennen Sie mich nicht 'Frau', Master Stephen“, zischte Rose plötzlich, „wagen Sie nicht, mich zu kritisieren! Sie waren es, die die

Hochzeit mit einem... mit einem lügenhaften Verführer, einem ...einem... einem Perversen, einem Homosexuellen geplant hat! Wenn dieser Mann niemals das Bett meiner Herrin besucht, wird mir das nicht leid tun!“

Sie schlug voller Schrecken die Hände vor den Mund; sie wusste nicht genau, ob es war, weil sie den Viscount einen Perversen genannt oder Stephen so angefahren hatte.

Stevie ballte seine Hände zu Fäusten und presste die Lippen zusammen. So war das Geheimnis also kein Geheimnis mehr?

„Woher hast du diese ungehörige Information über den Viscount?“, knurrte er.

Rose ließ einen tiefen Seufzer hören.

„Die Diener unten, Sir; sie wissen es nicht, denn ich habe ihnen erzählt, dass der Viscount mit meiner Herrin in diesen beiden Nächten zusammen war. Aber sie wunderten sich, Sir, sie wunderten sich, weil sie annahmen, er sei...Er war so schamlos, einen der jüngeren Diener intim zu berühren. An seinem... an seinem Po.“

Stevie wollte laut fluchen. Warum, oh, warum konnte Philip seine Hände nicht bei sich behalten! Verdammter, gottverdammter Idiot!

„Ein spielerische Geste und du denkst, er ist abartig?“

Stevie hoffte, seine Stimme klang unschuldig, obwohl er vor Wut kochte. Philip hatte sich als verdammter Narr erwiesen!

Rose schüttelte den Kopf.

„Sie denken, er hat mit der Lady geschlafen, aber wir beide wissen es besser. In der ersten Nacht kam er nicht vor fünf Uhr in der Früh' nach Hause und heute Morgen kam er gegen Mittag, vor weniger als zwanzig Minuten. Ich sah, wie er noch in Abendgarderobe in sein Zimmer ging. Er ist ganz sicher überhaupt nicht an Lady Morvern interessiert, Master Stephen.“

Stevie erhob sich von seinem Stuhl.

Er brachte seinen Mund nahe an Roses Ohr.

„Wir müssen hier Schadensbegrenzung betreiben, Rose“, wisperte er. „Die Dinge sind schon außer Kontrolle geraten. Es darf nicht sein, dass die Bediensteten etwas über die, nun..., Vorlieben des Lords erfahren.“

Er atmete tief ein.

„Das Letzte, was wir wollen, ist, dass sie hören, dass jemand die ehelichen Pflichten des Viscounts übernommen hat; obwohl ich dich für die Auswahl des Mannes loben muss!“

Er lächelte sie spöttisch an. Rose war völlig verwirrt.

„Wir sollten uns jetzt nicht zwischen den Major und meine Schwester stellen. So wie es aussieht, wird der Erbe ohnehin ein Agnew sein, wenngleich nicht ganz ein Morvern.“

Er ging zu Tür.

„Was wollen Sie tun?“, rief Rose ihm nach.

Er sah sie mit zusammengebissenen Zähnen an.

„Schadensbegrenzung, Rose. Du spielst deine Rolle und das machst du gut. Pass nur auf, dass die Angestellten nicht mitbekommen, mit wem meine Schwester wirklich schläft. Ich werde mit dem Viscount ein paar ernsthafte Worte über seine nächtlichen Ausflüge reden.“

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloss.

Rose ließ sich auf die Ottomane sinken, bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und versuchte, nicht zu weinen, weder aus Angst noch aus Verwirrung. Sie hatte gehofft, es bliebe ein Geheimnis zwischen dem Major und ihr! Sie wusste sehr wohl, dass Stephen sich zu einem opportunistischen jungen Mann verändert hatte. Er durfte solche wichtigen Informationen eigentlich nicht bekommen! Er würde sie zweifellos für seinen eigenen Vorteil verwenden, egal, wem er damit schaden könnte.

Ihr einziger Vorteil war, dass Master Stephen vielleicht der Liebhaber des Viscounts war.

Sie schüttelte voller Verzweiflung den Kopf. Oh, mein Gott, sie war wirklich zu alt und zu ehrlich, um in derartige Situationen verstrickt zu werden!

-

Es waren nur sechs Stufen von Hengists zu Philips Zimmer und Stevie klopfte laut an die Tür. John Row antwortete gelassen und verwirrte Stevie noch mehr.

„Seine Lordschaft nimmt ein Bad, Master Stephen, vielleicht kommen Sie später noch einmal wieder?“

„Nein, das tue ich nicht.“ Stevie schob den nichtsahnenden. größeren Mann zur Seite.

„Row, du gehst jetzt zum Essen und kannst in einer halben Stunde wieder kommen!“, befahl er.

John Row sah fragend zu seinem Herrn, der auf dem Bett lag, eingewickelt in Handtücher, sein Haar noch nass von dem schnellen Bad.

Er schaute amüsiert zu Stevie, zuckte dann mit den Schultern und nickte dem Diener zu.

Stevie wartete, bis dieser gegangen war und setzte sich dann auf das Sofa.

„Kommst du nicht zu mir ins Bett, mein Prinz?“, fragte der Viscount spöttisch.

Stevie sah ernst auf seinen früheren Liebhaber. Mein Gott, der Mann benahm sich wie ein Narr!

„Wir müssen reden.“

„Reden?“ Philip hob die Augenbrauen.

„Nimm erst mal einen Brandy, mein Lieber; er ist großartig.“

Er nahm ein Glas vom Tisch, das sein fleißiger Diener bis zum Rand gefüllt hatte. Stevie schüttelte den Kopf. Es war gerade mal Mittagszeit, oder? Seit wann trank Philip vor fünf Uhr harte Sachen?

„Philip“, begann Stevie mit ruhiger Stimme, „du bist jetzt zwei volle Tage verheiratet und die Stunden, die du nachts zu Hause bist, kann man nicht an einer Hand abzählen.“

Philip nahm einen großen Schluck Brandy.

„Und?“

„Du musst eine besondere Pflicht erfüllen.“

Philip stellte sein Glas mit einem gereizten Seufzer ab.

„Nicht das schon wieder!“

„Das muss besprochen werden.“

Stevie verschränkte die Arme. Er musste jetzt vorsichtig taktieren. Philip konnte nichts von dem anderen Mann wissen, der mit seiner Schwester geschlafen hatte.

„Ich kann mich darum kümmern; aber das kostete dich Einiges.“

Philip fing an zu lachen.

„Mein Prinz ist wieder auf seinem weißen Pferd unterwegs?“

Stevie musste fast laut stöhnen. Warum konnte diese blöde Lordschaft nicht einmal ernst sein?

„Willst du, dass ich mich d´rum kümmere oder nicht?“

Philip schenkte ihm ein neugieriges Lächeln.

„Natürlich will ich das. Erzähle.“

„Ich kann das Problem lösen, aber es wird dich Geld kosten.“

„Wie viel?“ Philip hatte aufgehört zu lächeln.

„Ich brauche in dieser Angelegenheit deine volle Unterstützung. Wenn es funktionieren soll, musst du in den nächsten Wochen um Mitternacht nach Hause kommen. Du kannst von mir aus um sechs Uhr in deinen Reitklamotten verschwinden, aber du musst mir versprechen, zwischen Mitternacht und sechs Uhr morgens in deinem Zimmer zu sein, verstanden?“

Der Viscount schien ihn mit Blicken zu durchbohren.

„Wie viel, Stevie?“

Ach ja, das liebe Geld; wenn Stevie in der letzten Woche vom Club 400 Pfund bekommen hatte, dann war Philips Anteil sicher doppelt so hoch.

„400 Pfund, sofort.“

Das Glas fiel auf die Erde, als sich Philip im Bett aufsetzte.

„400 Pfund und ich brauche niemals deine Schwester im Bett besuchen?“ Das klang sehr froh. „Abgemacht, mein Freund! Das ist ein verdammt gutes Geschäft.“

„Ist es das?“ Stevie war zufrieden. Das wären 400 Pfund für etwas, was schon längst geklärt war. So schnell hatte er in seinem Leben noch nie Geld verdient.

„Ich möchte es jetzt, Philip“, sagte er ungeduldig. Bei Philip wusste man nie.

„Es ist in meiner Anzugjacke von gestern Abend.“ Philip zeigte darauf. Es schien ihn nicht zu interessieren.

Als Stevie zu dem Kleiderständer ging, auf den John Row die Jacke zum Lüften gehängt hatte, bemerkte er: „Nein, weder die Angestellten noch du, mein kleiner Prinz.“

Stevie drehte sich zu dem Mann um, der ausgestreckt auf dem Bett lag.

„Du denkst doch wohl nicht...“ brachte er nur hervor.

„Du und deine Schwester? Nein, nicht wirklich. Ich habe niemals geglaubt, dass du für Inzest zu gebrauchen bist.“

Philip grinste hasserfüllt.

Stevie nahm 400 Pfund aus einem dicken Geldbündel und versuchte nach dieser beleidigenden Äußerung Philips ein nichtssagendes Gesicht zu machen. Seine Worte können mich nicht verletzen, dachte er

„Du musst mir versprechen, dass du in den nächsten Wochen zwischen Mitternacht und sechs Uhr zu Haus oder bei deiner Frau bist.“

Philips Schulterzucken war unklar.

„Darf ich zusehen?“, fragte er. „Ich meine, wenn sie und wer auch immer es miteinander treiben?“

„Mein Gott, Philip“, stammelte Stevie, „ich kenne keinen perverseren Mann als dich!“

Er stürmte aus dem Zimmer und ließ einen recht amüsierten Philip zurück, der einen Schluck aus der Flasche nahm.

-

„Was denken Sie darüber?“

Stevie beobachtete den großgewachsenen Mann über die Zeitung, die er las. Der Major saß hinter dem großen Tisch, konzentrierte in die Prospekte vertieft. Stevie studierte sein Gesicht voller Neugier. Selbst wenn er nur an dem riesigen Mahagonitisch saß und las, so war das imponierend.

Hengist klappte die Prospekte zu.

„Ich kann bei dem Projekt eigentlich keine Nachteile entdecken.“

„Meine Schwester auch nicht“, beeilte sich Stevie dem Major zu versichern, „sie war wirklich sehr beeindruckt von der Geschichte. Sie sagte, sie könne 50.000 Pfund investieren.“

Der letzte Teil der Bemerkung war eine Lüge. Marguerite hatte die Prospekte gelesen und die Schultern gezuckt. Sie wollte erst ihren Finanzberater befragen. Stevie wusste, dass sich seine Schwester als gute Geschäftsfrau erwiesen hatte. Sie würde niemals ein finanzielles Abenteuer beginnen, ohne es sorgfältig zu prüfen. Stevie war noch immer überrascht, dass William ihr so viel vererbt hatte. William der Fette war Mitglied einer großen Familie, die über England und Schottland verteilt war. Soweit er wusste, waren sie völlig leer ausgegangen und hatten nicht einen Heller geerbt.

Hengist schluckte.

„Anders als du muss deine Schwester sehr reich sein.“

„Reich und glücklich.“ Stevie nickte nachdrücklich und sah Hengist dabei fest in die Augen.

Hengist hatte ein untrügliches Gespür für Menschen; vermutlich, weil er sein ganzes Leben

lang mit ihnen zu tun hatte. Er zog seine Augenbrauen hoch und fixierte den Liebhaber seines Bruders genau.

„Also, mein junger Stephen, vermute ich richtig, dass dies nicht nur eine Feststellung war?“ Er sprach sehr langsam und hielt Stevens Blick stand.

Stevie errötete.

Der Versuch, Hengist dorthin zu bringen, wo er ihn haben wollte, war ungleich schwieriger als bei dem gleichgültigen Viscount. Philip war von seiner Idee amüsiert, wie unfein auch sein Vorschlag gewesen sein mochte.

Er musste es jetzt wagen. Sonst würde er David enttäuschen und das war das Letzte, was er tun wollte.

Oh, David, sein leidenschaftlicher und so vernünftiger Liebhaber.

In seiner Stimme schwang etwas Verzweiflung mit, als er sagte: „Ich weiß, Sie waren mit meiner Schwester im Bett!“

Hengist stützte seine Arme auf den Tisch und versuchte, den inneren Aufruhr nicht nach draußen dringen zu lassen.

„Ich bitte um Entschuldigung?“ Er versuchte Zeit zu gewinnen.

Stevie schluckte.

„Ich weiß, dass Sie mit meiner Schwester geschlafen haben, der Frau Ihres Bruders.“

„Aha, ist das so, Master Stephen?“ Hengist hielt die Faust gegen seinen Kiefer gepresst.

„Warum bringst du die Geschichte jetzt an, nachdem du mich veranlasst hast, die Marylebhone-Pläne zu studieren?“

Es war direkt unheimlich, wie der Major sofort eine Verbindung zwischen Stevies Bemerkung über seine Schwester und den Prospekten herstellte.

Seine Wangen wurden knallrot.

„Ich möchte Sie um einen kleinen Gefallen bitten, Major.“

„Im Austausch für was? Dein Stillschweigen vielleicht?“ Hengist runzelte die Stirn. Er hasste Erpressung und nichts Anderes war Stevies Angebot.

Stevie stolperte förmlich über seine Worte.

„Eine Hand wäscht die andere, Major, nichts weiter; mein völliges Stillschweigen über das Geschehen gegen einen sehr kleinen Gefallen.“

Hengist schnaubte. Er saß irgendwie in der Patsche.

„Wer weiß es noch?“, knurrte er und ballte die Fäuste.

„Ich, Rose und Sie“, gab Stevie zu, wobei sein Gesicht wieder rot bis zu den Ohren war.

„Was, wenn ich alles abstreite?“

Kaum dass er die Worte gesprochen hatte, bedauerte Hengist das. Es war schlimm genug, dass er sich in eine Situation begeben hatte, mit der dieser kleine Schmutzfink ihn erpressen konnte. Schlimmer war, wenn er anfang zu lügen. Eine Hand wäscht die andere, genau.

„Wäre es nicht am besten, wenn über die ganze Angelegenheit Schweigen bewahrt würde, im Austausch gegen eine kleine Gefälligkeit?“

Hengist seufzte.

„Genau. Ich stimme dir da zu, Master Stephen“. Seine Stimme war hart und scharf.

„Und was wäre dieser kleine Gefallen?“

Erleichterung machte sich bei Stephen breit. Er war bereit, nachzugeben? Dieser Mann? Klar doch, er konnte sich keinen Skandal wünschen. Nicht, wenn er auch nur den geringsten Respekt für Marguerite empfand.

„Es gibt da einen Mann, David Stoner, der bei einem Maurermeister in der Lehre war. Er möchte gern eine Stelle als Student im Büro von Mr. Nash, dem Architekten des Projekts.“

Hengist sah Stevie völlig überrascht an. Das war alles? Kein Geld? Nur um einem Freund einen Gefallen zu tun?

„Diese Forderung überrascht mich, Master Stephen“, brummte er, „und auch, wenn es keine große Forderung darstellt...“

Mein Gott, er hätte sich alles andere als das ausdenken können!

„...kommt all das doch unter sehr merkwürdigen Umständen zu Tage.“

Stevie verzog den Mund.

„Als ob Sie mir geholfen hätten, wenn ich nicht mit einer Drohung gekommen wäre.“

Hengist schüttelte den Kopf.

„Du hättest es wenigstens probieren können. Wirst du es auch ´rum erzählen, wenn deine Schwester 50.000 Pfund investiert?“

„Meine Schwester scheint nicht zu wissen, wer mit ihr schläft, Major!“, antwortete Stevie scharf, „deshalb schlage ich Ihnen vor, Sie versuchen Mr. Stoner zu dieser Position zu verhelfen.“

Der Stuhl krachte, als Hengist sich abrupt anlehnte. Er zeigte mit dem Finger auf Stevie.

„In dieser Angelegenheit werde ich mit dir Nachsicht haben, junger Mann“, sprach er bedeutungsschwer, „aber du kannst sicher sein, dass es die letzte Drohung war, die du jemals

gegen mich erhoben hast! Soweit ich weiß, bedeutete ein sexuelles Verhältnis mit einem Mann Tod durch Erhängen. Wenn du also auch nur ein Sterbenswörtchen über die Situation deiner Schwester verlauten lässt, wird die Stadtverwaltung von deinem netten Freund erfahren, wenn nicht sogar von dir.“

Er drehte sich um und verließ die Bücherei, dabei versuchte er ein leichtes Grinsen zu unterdrücken. Tja, von jetzt an war Stephen an der Reihe! Eigentlich wollte er Stephen nicht drohen, weil Erpressung nicht seine Art war, aber er hasste seine Frechheit und seine Anmaßung!

Stevie saß zusammengesunken in dem Sessel. Wie hatte der Mann das wohl so schnell mit David erraten? Wenigstens hatte er jetzt die Gewissheit, dass mit Hilfe von Hengist und seiner Schwester Davids Herzenswunsch in Erfüllung ging. Das war wichtiger als die Drohung des Majors.

Er stand auf und ging zum Sideboard, um sich ein Glas Wein einzuschenken. Alles in allem war es erfolgreicher Nachmittag. Sein Blick verfinsterte sich, als er am exzellenten Wein nippte; die Frage blieb, auf wessen Kosten am Schluss. Der Major war nicht ein dummer Schotte. Er hatte einen messerscharfen Verstand.

Plötzlich kicherte er. Der zukünftige Lord Morvern zumindest würde ein sehr intelligentes Kerlchen sein, ohne jeden Zweifel.

-

Stevie streckte seinen Arm aus und wies auf ein vierstöckiges Gebäude aus roten Ziegelsteinen. In der Mitte des Hauses waren breite Stufen zu sehen, die in das Innere führten. Dort waren, teilweise versteckt, nicht weniger als vier Türen zu erkennen. Aus honigfarbenem Eichenholz gefertigt, machten sie einen sehr soliden Eindruck.

David starrte zuerst auf das Haus und dann auf seinen jungen Liebhaber; Stevie lächelte dem großen Mann liebevoll zu. Der Maurer trug einen tadellosen schwarzen Wollmantel über seine breiten Schultern. Seine Hose war aus schwarzem Samt und sein Hemd aus weißer, dicker Baumwolle, wie sie ein Gentleman in seiner Freizeit tragen würde. Seine Krawatte war korrekt, ja kunstvoll gebunden. Er hätte nicht gedacht, dass er sich einmal für einen Dressman interessieren würde, aber Davids neue Kleidung - wenn auch nicht von einem der teuren Schneider - war eines der großartigsten Erlebnisse für ihn, das er je gehabt hatte. Stolz betrachtete er Davids überaus großen Füße, die in den wunderbarsten

schwarzen Stiefeln steckten, die man für Geld kaufen kann.

„Bist du... Das ist doch nicht dein Ernst, mein Lord!“ David stotterte. Seine Augen wanderten über die soliden, eichenen Fensterläden, die vor den schönen, Rhomben förmigen Glasfenstern angebracht waren.

„Ich habe es niemals in meinem Leben ernster gemeint“, antwortete Stevie lächelnd und ging auf eine der Eingangstüren zu.

„Schau, der Eingang links wird unser sein. Du kommst durch ihn zu zwei Räumen; im Erdgeschoss wirst du und ... eh, deine Frau und die Kinder wohnen, die Wohnung im ersten Stock ist meine.“

David schüttelte den Kopf.

„Du kannst nicht...Es ist zu viel, mein Lord...“

Stevie sah über ihn hinweg. Das Haus in der Cowe Street lag an einer vielbefahrenen Durchgangsstraße. Für seine Zwecke war es perfekt. Seine Wohnung im ersten Stock war groß, mit einem geräumigen Salon, einem Schlafzimmer, das zu dem hinter dem Haus liegenden Garten sah und einem netten Ankleidezimmer mit eingebauter Badewanne. Diese hatte einen Abfluss, der in den Garten und die Kanalisation führte. So musste nur noch

heißes Wasser eingefüllt werden. Am Ende der Wohnung, die David gehören sollte, war eine große, gemeinsame Küche mit einem Fahrstuhl für Essen und heißes Wasser. Sein Salon war etwas kleiner als Stevies, da es noch ein kleines Schlafzimmer hinter dem Ankleidezimmer gab, zusätzlich zu dem zweiten Schlafzimmer.

Die gemeinsame Eingangstür führte in einen Flur mit einer Tür zu Davids Wohnung und einer Treppe, die vor Stevies Wohnungstür endete.

Stevie hätte Master Lane küssen können, den Geldverwalter seiner Schwester, der dieses Haus fand, nachdem ihn Stevie lange und nachdrücklich bedrängt hatte. Eine Woche war vergangen, bevor der Mann Stevie die Schlüssel übergeben konnte. So hatte Stevie genug Zeit gehabt, seinen Geliebten und dessen kleine Familie entsprechend einzukleiden und auf das neue Leben vorzubereiten.

Davids Schwester Annie war eine attraktive und ruhige Frau in den Zwanzigern. Sie war schlank, groß und sprach mit sanfter Stimme. Nachdem Stevie sie gesehen hatte, war ihm klar, dass sie Davids Vorliebe für Männer kannte und dies auch akzeptierte.

Das überraschte Stevie am meisten; er hatte sich oft gefragt, wie seine Schwester wohl

reagieren würde, wenn sie seine Veranlagung kennen würde. Er hatte nie einen Zweifel, dass sie mit Verachtung auf ihn schauen würde, wenn sie die Wahrheit wüsste. Mit einem Mann Sex zu haben war aus ihrer Sicht sicherlich etwas ganz Anderes als jemanden des eigenen Geschlechtes zu bewundern. David widersprach nicht den Plänen seines Freundes; sicher sprach daraus ein gewisser Egoismus, aber Stevie wollte ihn deswegen nicht tadeln. Der Mann hatte schwere Zeiten hinter sich und würde nun als vornehmer Herr angesehen, da sein Vater Vikar war. Auf jeden Fall wollte er das Beste für seine Schwester und deren zwei kleinen Jungen. Es war etwas schwieriger, für Annie angemessene Kleider zu finden als die, die sie trug. Am Ende hatte er Rose aufgetragen, ein schickes Kleid und entsprechende Unterwäsche zu kaufen. Ihre Kleider waren einfach zu schäbig und es war klar, dass sie alles Geld für ihre Kinder verwendet hatte. Jetzt trug sie ein schwarzes Kleid, weil sie noch in Trauer war, wie sie sagte. Stevie fragte sie nicht, um wen sie trauerte, die Eltern, die vor langer Zeit verstorben waren oder ihren geliebten Ehemann. David hatte nur mit den Schultern gezuckt, als er davon erfuhr. Aber er war völlig einverstanden damit, denn er selbst

trug ebenfalls schwarz- weiße Hemden, so dass die Menschen sich nicht über fehlende Trauerkleidung wunderten.

Beide Wohnungen waren karg ausgestattet mit einem Bett, einem soliden Eichentisch mit sechs passenden Stühlen, einem riesigen Schrank für Teller aus Steingut und Blechdosen sowie einer Kommode.

Stevie war sicher, dass er eines Tages mit David losgehen würde, um einen Teppich zu kaufen und vielleicht ein oder zwei Bilder, um die weißen, noch kahlen Wände zu schmücken. Beide Wohnungen hatten einen großen Kamin und Stevie wollte auf jeden Fall einige Möbel kaufen, so dass er dort sitzen und nachdenken konnte.

„Ich könnte dich küssen“, flüsterte David, als Stevie die Eingangstür mit einem großen Schlüssel öffnete.

Stevie lächelte den blonden Riesen an.

„Und warum tust du es dann nicht?“ Er fragte das mit einem bedeutungsvollen Winken der Hand, „unser Schlafzimmer ist nur eine Treppe entfernt.“

-

Hengist sah etwas verwirrt auf die Verträge vor ihm. So, er würde sich jetzt bei dem großen

Marylebone-Projekt engagieren, genau wie Marguerite. Das dicke Papier, auf dem die Verträge geschrieben waren, machte ein Geräusch als ob man einen Regenschirm zusammenfaltete. Er starrte darauf und wusste nicht genau, ob er sich freuen sollte oder nicht. Er wollte nur 25.000 Pfund investieren und hätte dann noch 10.000 Pfund Reserve. 25.000 Pfund würde er für acht Häuser bezahlen, vielleicht auch für zehn, wenn er sich nicht für die größten entschied. Er hatte das Projekt mit Mr. Lane besprochen, Marguerites Finanzberater, ehe er zum Herzog zurückging. Master Lane hatte Marguerite eine positive Empfehlung gegeben und sie war bereit, 50.000 Pfund anzulegen, einfach so. Hengist fiel es schwer, den Herzog dazu zu bringen, einen gewissen Mr. David Stoner in dem Büro von Mr. Nash unterzubringen. Er wurde rot wie eine Tomate und war sich nicht sicher, wie dieser mächtige Mann reagieren würde, aber zu seiner Überraschung verzog der Herzog nicht eine Miene.

Also, Mr. Stoner war ein Glückspilz, hatte die Unterstützung des Herzogs, 75.000 Guineas, und die Unterstützung einer schönen, künftigen

Gräfin. Abwesend dachte Hengist darüber nach, wie dieser Mann wohl aussah.

Es war eine anstrengende Woche für Hengist. Er musste oft zu den Horse Guards fahren, um über die Aktivitäten von Lord Arthur Wellesley zu berichten, dem jetzigen Marquis Wellington. Er wusste, dass Wellington unter genauer Beobachtung stand, weil er viele Feinde im Parlament hatte; allerdings war die Gruppe seiner Befürworter noch größer als die seiner Gegner. Es war klar, dass Wellington bald einen spektakulären Sieg benötigte, sonst würde das Parlament sein Interesse nicht nur an ihm verlieren, sondern generell am teuren Krieg gegen Napoleon.

Die politische Rolle des Herzogs von Lindley bezüglich des Krieges auf dem Festland war sehr umstritten und Hengist hatte aufgehört, darüber nachzudenken. Er fühlte sich nicht informiert genug, um über die diplomatischen Verwicklungen urteilen zu können. Darüber hinaus hatte er genügend andere Probleme. Die Situation im Hause seines Bruders war fast unerträglich für ihn geworden. Nach dem Erpressungsversuch von Marguerites Stiefbruder war er nicht mehr bei ihr gewesen. Hengist hatte seinen Mut verloren, da nunmehr drei Menschen

in das Geheimnis eingeweiht waren. Er wusste, dass er Rose vertrauen konnte, aber Stephen McKenna war ein ganz anderes Kaliber.

In jeder Nacht lag er im Zimmer neben Cherie, biss die Zähne aufeinander und zerknüllte sein Kissen voller Sehnsucht und Selbstmitleid. Er konnte kaum einschlafen, während seine sehnsüchtigen Gedanken ihn marterten.

Er trug wieder seinen Kilt anstelle seiner neuen Hose; sie war so eng geschnitten, dass bei der geringsten Bewegung seiner Lenden sein Geschlechtsteil zu ahnen war und ihn verriet, sobald jemand dorthin sah. Wenigstens lag seine Felltasche, die er vorn über dem Rock trug, fest wie ein Stein auf seinem Schoß. Sie war immerhin so schwer, dass sie die Bewegung seines Gliedes mehr oder weniger verhinderte. Auch wenn er in ihrer Gegenwart kaum einen Muskel bewegte, so begann sein Schwanz praktisch ein Eigenleben zu führen. Er bewegte sich und füllte seine Hose aus, sobald er nur einen Hauch ihres Duftes mitbekam oder sie ansah und, der liebe Gott möge ihm verzeihen, ihren entzückenden Busen oder die entblößte Schulter erblickte.

Hengist wusste nicht, ob er sie liebte oder ob es ihm nur um Sex ging. Das Wissen, dass sein

liebloser Bruder nicht bei ihr und das Bett leer war, machte alles nur noch schlimmer.

Er wusste, sein Bruder würde nie das Bett mit seiner Geliebten teilen, deshalb kam ihm sein Opfer immer nutzloser, ja idiotischer vor.

Rose sah ihn immer mit großen, bittenden Augen an, so dass er jedes Mal den Blick abwandte.

Marguerite, die arme Kleine, war natürlich völlig verunsichert von dem Verhalten ihres Ehemannes ihr gegenüber; er war desinteressiert und recht unhöflich.

Philip pflegte nach seiner üblichen Zahl von Besuchen, Abendessen, Musicals und Bällen nach Hause zu kommen, um sie dann zu verlassen und in seinen Räumen zu verschwinden. Vor sechs Uhr in der Früh tauchte er nicht mehr auf. Dann hatte er sich bereits seine Reitkleidung angezogen.

Als Hengist ihm eines Tages angeboten hatte, ihn bei seinem morgendlichen Ausritt zu begleiten, hatte dieser nur verächtlich seinen Bruder angeschaut und gemeint, er hätte Besseres zu tun als langsam daher zu reiten.

Hengist hatte die Lippen zusammengepresst und sich umgedreht. Ihm war klar, dass Philip wohl eine andere Art von „Reiten“ im Sinn hatte

als die, bei der er ihn freundlicherweise zu begleiten angeboten hatte.

Lady McKennas Verhalten war gewissermaßen ein weiterer Nagel zu seinem Sarg. Ihre gar nicht so heimlichen Angebote wurden immer deutlicher. Ihm fielen langsam keine Entschuldigungen mehr ein und es blieb nur, ihr auf sehr direkte und leider schon unhöfliche Weise klar zu machen, dass er nicht mit ihr schlafen wollte.

Zu seiner Erleichterung ließ sich wenigstens ihr missratener Sohn nicht blicken. Stephen McKenna kam überhaupt nicht mehr und hatte keinerlei Kontakte im Haus. Er erschien und ging zu ungewöhnlichen Zeiten und schien sehr zufrieden damit zu sein, keine Seele im Haus anzutreffen, besonders nicht seine alles bestimmende Mutter.

*

*

*

2: EINE EINLADUNG ZUM ABENDESSEN

*



Alles änderte sich an diesem verhängnisvollen Abend. Lady Sophia Grey, mehr oder weniger gezwungen von dem Herzog von Lindley, beschloss, eine Dinner Party für alle Investoren in das Marylebone-Projekt zu geben.

Der Viscount schaute ärgerlich drein, als er die Einladung der Lindley-Residenz in der Arlington Street in den Händen hielt.

„Auf keinen Fall werde ich mit diesem Emporkömmling und seiner lesbischen Schwester am selben Tisch sitzen“, brummte er und warf die bedruckte Karte in den Papierkorb. Seine Frau stellte ihn innerhalb der nächsten Stunde im Salon über sein Verhalten zur Rede.

„Mein Lord“, sagte sie ein wenig heftig, weil sie die Geduld mit dem uninteressierten Ehemann verlor, „ich muss sagen, dass wir dieses Abendessen mit den Lindleys nicht absagen können. Lady Sophia ließ mich wissen, dass auch seine Königliche Hoheit, der Prinz von Wales, kommen wird. Ich habe bisher weder den Herzog noch den Prinz kennengelernt und halte das für eine gute Gelegenheit sie zu treffen.“

Philip sah seine Frau geradezu feindlich an. Er war in einer verdammt schlechten Laune, weil er nur ein paar Stunden mit seinem Geliebten in seinem Schlafzimmer im Club verbringen konnte.

Es war sehr laut im Haus gewesen, Richard war sehr abgelenkt und nicht bei der Sache. Philip beschäftigten alle möglichen Eifersuchtsgedanken über seinen Geliebten, dass er etwas mit einem anderen angefangen haben könnte, etwa einem jungen, reichen Kunden des Clubs.

„Lady Sophia?“, fragte er, „seit wann sind Sie mit dieser alten Jungfer, der Schwester des Herzogs, bekannt, Madame? Kennen Sie nicht die Gerüchte?“ Diese Frage stellte er mit unüberhörbarem Sarkasmus in der Stimme.

Marguerite machte große Augen. Irgendwie schien sie sich an seine schlechten Manieren zu gewöhnen, die er an den Tag legte. Sie waren weder angenehm noch respektvoll.

Er schien immer schlechter Laune zu sein, wenn er mit ihr zusammen war. Besonders, wenn noch andere zugegen waren, erinnerte sie das an ein sehr schlechtes Theaterspiel auf dem Marktplatz in Halkhead, das sie dort mitunter gesehen hatte.

All das hatte sie anfangs ziemlich verwirrt, wenigstens in den ersten beiden Wochen nach der Hochzeit. Dann hatte sie sich damit abgefunden, dass ihr ach so charmanter und leidenschaftlicher Ehemann war wie die meisten der

aristokratischen Ehemänner, die sich mit anderen Dingen beschäftigten als mit ihren Ehefrauen. Was aber noch schlimmer war: Sie wusste, dass sich seine Einstellung mindestens in den nächsten neun Monaten nicht ändern würde, da ihre Regel – zur Freude von Rose – zwei Tage überfällig war.

„Welche Gerüchte?“, fragte sie mit gerunzelter Stirn. Sie war in ein besonders hübsches Morgengewand aus gelber Seide gekleidet, mit einem tiefen Dekolletee, was natürlich eine Idee ihrer Mutter war; sie sah einfach verführerisch und süß aus, was jedem außer ihrem Ehemann auffiel.

„Oh, vergessen Sie, was ich gesagt habe“, versetzte Philip unhöflich, „zweifellos ist Ihre Teestunde mit ihr völlig harmlos.“

Er machte kehrt und verließ das Zimmer.

Marguerite war verblüfft. Ihr Ehemann konnte unhöflich sein, aber diese Unverschämtheit war neu für sie. Es war, als ob in ihrem Kopf etwas zerbrach. So eine Schande, ihr neuer Mann! Er war ja noch schlimmer als der alte Alexander. Wenigstens hatte ihr verstorbener Mann einen guten Grund für seine stets schlechte Laune. Von Rose hatte sie erfahren, dass Impotenz für den Stolz eines Mannes eine schwere Bürde ist;

besonders wenn er mit einer schönen, jungen Frau verheiratet ist. Für Lord Morvern galt eine solche Entschuldigung eben nicht.

„Ihr Bruder hat auch eine Einladung erhalten und offenbar auch schon angenommen!“, schrie sie beinahe hinter ihm her. Dieser verdammte Kerl brachte sie dazu, fast ihre guten Manieren zu vergessen.

Er drehte sich an der Doppeltür des Salons um.

„Fein“, knurrte er, „dann kann er Sie ja begleiten, ich habe Besseres zu tun als über Sachen zu schwätzen, die mich nichts angehen!“

Die Tür fiel hinter ihm mit einem lauten Krachen ins Schloss.

Marguerite starrte geradeaus und versuchte, ihre Tränen zurückzuhalten, die in der letzten Zeit sehr schnell zu fließen schienen.

Hengist hatte diese Szene still aus dem Flur in der ersten Etage beobachtet. Er knirschte mit den Zähnen, als er den großen Kummer bei Cherie bemerkte.

Verdammt! Sein Bruder brauchte dringend eine Lektion in gutem Benehmen, vor allem gegenüber seiner Frau! Er wünschte sich so sehr, sie in die Arme zu schließen und ihr zu sagen, dass alles in Ordnung sei. Er wollte seinen Bruder am liebsten ins Gesicht schlagen, bis das

Blut lief. Er beobachtete ihn, wie er das Haus verließ und nach einer Kutsche rief.

Diese Nerven, dachte Hengist. Sein Bruder hatte wirklich Nerven, sich derartig daneben zu benehmen; insbesondere gegenüber der Frau, die ihn vor dem Schuldnergefängnis bewahrt hatte! Der Frau, die für alles aufkam, was er am Leibe trug und die vermutlich nicht mit der Wimper zuckte, wenn sie die Rechnungen für seinen Wagen und die dazu gehörigen Pferde bezahlte.

Schließlich ging er in den Salon, wo er sie still vor sich hin weinend fand.

„Meine Süße, weine bitte nicht“, murmelte er und schloss sie in die Arme.

Sie schnäuzte gegen seinen neuen grün-blauen Wollmantel, der perfekt zu dem grünen Stoffmuster auf seinem Kilt passte. Er spürte ihren Duft und war in diesem Augenblick verdammt froh, dass er an diesem Morgen einen Rock angezogen hatte, da ihn nun sein Verlangen heiß durchströmte.

Marguerite krallte ihre Finger in die schwere Wolle auf seinem Oberarm und versuchte ihre Tränen zurückzuhalten, was ihr aber nicht gelang.

-

Hengist sah auf den Brief, im Gesicht kreidebleich.

Er hatte nach Rose gerufen; sie sollte sich jetzt um Marguerite kümmern. Rose war leicht verwirrt, als sie den Major und ihren Liebling in enger Umarmung fand. Marguerite schluchzte laut. Hengist hatte den Frauen geraten, sich in die Räume des Viscounts zu begeben, so dass die Lady sich beruhigen und vielleicht ein wenig schlafen konnte.

Biggles war eingetreten und hatte ihm einen Brief ausgehändigt. Der war von seinem Haus in Edinburgh über seinen Standort auf dem Festland zu dem Kriegsmuseum in London gelangt. Dort hatte ihn der Herzog von Lindley in Empfang genommen und letztlich zu der Residenz der Morverns am Piccadilly gesandt.

Verdammt, es war ein dringender Brief von dem Gutsverwalter seines Vaters, der die Situation des Grafen beschrieb. Donaldson erklärte, dass sie gezwungen waren, den alten Grafen in Hengists Residenz nach Edinburgh zu bringen. Diese gehörte seiner zweiten Frau. Der Grund dafür war die stetige Verschlechterung der Gesundheit des Grafen; sein Bewusstsein schien immer weiter in eine andere Welt abzugleiten. Er war besorgt, weil mehrere Briefe an das Londoner Haus des Viscounts unbeantwortet blieben.

Der alte Verwalter hatte sehr wohl den unmoralischen Lebenswandel von Lord Morvern missbilligt, soweit er das als Angestellter überhaupt zeigen durfte. Schnell hatte er für sich entschieden, dass er sich besser an den zweiten Sohn wenden sollte, ehe sein Herr immer weiter in das Dunkel sank, in dem es keine Probleme und erst recht keine Lösungen zu geben schien. Hengist seufzte schwer. Er wünschte sich, er könnte Philip bitten, nach Edinburgh zu fahren und sich um die Angelegenheit zu kümmern, aber zugleich wusste er, dass dies zwecklos sein würde. Philip würde der dringenden Bitte im Brief nachkommen, aber jede Aktion hinausschieben, bis es zu spät war.

Hengist dachte daran, dass der Herzog von Lindley ihn ebenfalls gebeten hatte, nach Edinburgh zu fahren. Da Donaldson nun das Gleiche von ihm wollte, so blieb ihm wohl nichts Anderes übrig, als nach Schottland zu reisen.

Er sah aus dem Fenster, mit schmerzvollem Blick. Am besten würde er mit dem Schiff fahren. Eine Schiffsreise bedeutete keine Nächte in Kneipen, er konnte während der Reise schlafen und mit etwas Glück in zehn Tagen wieder zurück sein.

Es gab keine andere Lösung. Er rief Biggles, um sich Tinte und Papier bringen zu lassen und schickte einen Diener mit einer dringenden Nachricht zum Herzog ins Kriegsministerium.

Er würde nach Edinburgh fahren. Zumindest würde ihn das die qualvolle Entscheidung abnehmen, ob er mit der Frau seines Bruders schlafen sollte oder nicht.

*

*

*

3: EIN TEESTUNDE UND EIN DEMENTER GRAF

*



-

„Es ist wirklich ein Wunder, dass sie die Gastgeberin ist.“ Lady Bromley beugte sich zu ihrer Freundin, Lady Elton vor. Jeder im Raum hörte das Flüstern, außerdem waren nur ein gutes Dutzend Damen zum Tee bei Lady Elton eingeladen.

Sie wartete ungeduldig, bis die Tür hinter Lady Sophia und ihrer Begleiterin geschlossen war.

Lady Elton kicherte übertrieben. Marguerite überlegte, ob ihr Tee wohl mit einem ordentlichen Schuss Whiskey aufgebessert war. Ihr war aufgefallen, dass die Tasse von Lady Elton eine eher gelbliche, durchsichtige Flüssigkeit enthielt, die zu hell für Tee war.

„Ich würde sagen, dass der Herzog sie dazu gezwungen hat. Er weiß, dass sie diesen Teil der Verpflichtungen hasst. Aber da jetzt die meisten der Investoren für sein Projekt gefunden worden sind, muss sie wenigstens einmal zum Essen einladen. Wenn ich doch Melvin hätte überreden können, dabei mitzumachen! Soweit ich weiß, hat sogar William Beckford unterschrieben.“

Lady Marsh lachte rau und rieb sich ihren großen Busen mit einer Serviette

„Wenn sogar der aus seinem Loch gekrochen kommt, das er sich gegraben hat, dann kannst du sicher sein, dass es eine gute Investition ist. Er

verlässt sonst nie seine hübschen Jungen; nicht für alles in der Welt!“

„Das wird er aber!“, versicherte Lady Bromley.

„So lange einige der Investoren schöne, schwarze, lockige Haare haben und nicht älter als zwölf Jahre sind!“

Sie sah gezielt zu Marguerite hinüber, die in ihrer Teetasse rührte.

„Ihr Halbbruder hat sehr schöne, lockige Haare, nicht wahr?“

„Wie bitte?“ Marguerite hatte nicht erwartet, der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit an diesem Nachmittag zu sein. Die älteren Damen beachtetten sie meistens gar nicht. Marguerite war nicht sehr gut im Smalltalk und kannte auch keinen Tratsch. Sie war heute eher in sich gekehrt und still und fühlte sich dort eher deplatziert; sie war eine 25jährige Witwe und hatte fast ein Jahr danach wieder geheiratet: Sie passte kaum zu dieser Runde von Quatschtanten.

„William würde in der Tat Ihren Bruder lieben“, stellte Lady Allan fest, „obwohl er vielleicht zu alt für ihn wäre.“

Marguerite starrte sie nur an und wusste nicht, was sie sagen oder wie sie reagieren sollte. Lady Allan meinte doch wohl nicht...?

Lady Bromley rümpfte die Nase.

„Lass das Mädchen in Ruhe, Paula“, tönte sie, „sie wird sich über diesen Dandy kein eigenes Urteil bilden können, wenn du solche Gerüchte streust.“

Bertha Wharton beäugte Marguerite.

„Wie geht es Ihnen denn jetzt?“, fragte sie neugierig.

Seit der Hochzeit mit dem Viscount hatten sie sich nicht mehr gesehen. Was schlimmer war, sie kannte das eine oder andere Geheimnis ihres Ehemannes.

Marguerite schluckte. Noch vor einer Stunde hatte sie die fürchterliche Auseinandersetzung mit ihrem desinteressierten Ehemann. Dann war Hengist gekommen und hatte versucht, sie zu retten und zu beruhigen und sie dann in die Obhut von Rose gegeben. Er hatte ihr geraten, sich auszuruhen, aber sie war stattdessen zum Tee zu Lady Elton gegangen.

Plötzlich fühlte sie die Galle hochkommen, ergriff eine Serviette und hielt sie krampfhaft vor den Mund.

„Oh, ich wusste es!“, rief Lady Allan aus und sah auf ihr kreidebleiches Gesicht, „so stimmen die Gerüchte und Sie bekommen ein Kind? Wer hätte das von Lord Morvern erwartet?“

Marguerite ließ langsam die Serviette sinken.

„Woher wissen Sie...Was meinen Sie, Lady Allan?“, fragte sie mit zitternder Stimme.

„Lass das Mädchen in Ruhe, Paula!“, mischte sich Lady Bromley grob ein, „das sind nur Gerüchte über ihn und sie stimmen nicht, das sieht man ja nun. So, wann dürfen wir denn mit dem freudigen Ereignis rechnen, Lady Morvern?“

Marguerite öffnete und schloss den Mund wie ein Goldfisch im Aquarium.

„Meine..., eh, Unpässlichkeit, ist nur zwei Tage überfällig“, gab sie unsicher Auskunft, „das ist alles noch ungewiss.“

Als sie das Dutzend an Augenpaaren wahrnahm, die sich interessiert in ihre Augen bohrten, wurde sie rot.

„Ein paar Tage, sagen Sie?“, bohrte Lady Wharton nach.

„Siehst du, Paula, das Mädchen ist unschuldig an deinen Verleumdungen, ein paar Tage und nicht ein paar Wochen! Sie hat Recht, alles kann passieren.“

Sie beugte sich vor und strich über Marguerites Hand.

„Es bringt kein Glück, man sollte erst nach drei Monaten darüber sprechen. Ich bin wenigstens froh, dass Ihr Ehemann seine Pflichten kennt...“

Lady Wharton hörte plötzlich auf zu sprechen. Da war das das Problem mit ihrem John, einem Grafen, der nicht mit seiner Frau schlief. Was immer man auch über Philip Morvern sagen konnte, wenigstens wusste er, wo er ihn reinstecken sollte.

„Wie kommt es, dass Sie zu diesem außergewöhnlichen Dinner eingeladen sind?“ Lady Eastburn setzte die frühere Diskussion fort, als ob nicht eine Bemerkung über den Viscount gefallen war.

„Oh, der Bruder meines Mannes fragte mich, ob ich auch etwas in das Projekt investieren wollte; das tat ich dann auch. Deshalb werde ich auch dieser Einladung folgen.“

„Hengist Agnew?“, fragte Mrs. Canning, „in dem haben wir uns wirklich getäuscht! Lillian Clinton kam vor einer Woche zurück. Sie ließ uns wissen, dass sie ihn sehr gern als Schwiegersohn gehabt hätte, aber er hat sich nicht für ihre Tochter interessiert, geschweige denn geheiratet.“

Marguerite fühlte sich immer noch krank, durcheinander und verwirrt. Es stimmte, Hengist hatte nicht einmal erwähnt, dass er verlobt sei. Nach den zwei wundervollen Nächten nach der Hochzeit hatte sie nicht mehr an ihn gedacht.

Jetzt, da ihr Glück mit Philip wieder vorbei zu sein schien, fühlte sie wieder die Erinnerung an seine starken Arme, die sie noch heute Nachmittag so liebevoll umfasst hatten.

Die Damen sahen sie mit erwartungsvollen Augen an, aber sie zuckte nur mit den Schultern. Es war schon schlimm genug, dass sie ihr Geheimnis innerhalb von zehn Minuten nach ihrer Ankunft bei Lady Elton herausgefunden hatten. Wie lange würde es dauern, bis sie wussten, dass sie vor einer Stunde weinend in den Armen ihres Schwagers gelegen hatte?

„Es ist schon stark, dass Lady Sophia Beckford dazu gebracht hat, die Einladung anzunehmen“, setzte Lady Elton das Gespräch an der Stelle fort.

„Obwohl der Mann seit diesem Skandal eine Schande ist; er ist aber bei weitem immer noch der reichste Mann Englands. Ihn interessieren unsere Befindlichkeiten einen...einen ...Dreck. Arme Susanne, ich weiß nicht, wie sie mit einem solchen Vater zurechtkommen kann.“

Lady Bromley starrte auf einen Keks, der offenbar im Rum untergegangen war.

„Ohne Zweifel wird Susanne einen der Herzöge heiraten“, grummelte sie, „vielleicht auch einen der königlichen Herzöge, wenn sie dumm genug ist, einen zu akzeptieren. Geld

regiert die Welt! Es würde mich nicht wundern, wenn Lindley um sie werben würde. Er will bald heiraten, soweit ich weiß. Er hat jetzt keine neue Geliebte. Ich hörte, er ließ Miss Helen Fayette fallen und hatte auch nichts mit Harry Wilson.“

Lady Wharton rührte lautstark ihrem Tee.

„Wir sollten besser das Gespräch über diese Halbwelt beenden“, rümpfte sie die Nase. „Wen interessiert überhaupt jemand wie diese Fayette? Ich kenne zufällig Richard Greys Geschmack bezüglich der Frauen. Ihm gefallen sie eher dicklich und fügsam als zänkisch und dünn wie eine Bohnenstange. Susan Beckford ist zu groß und viel zu schlank für seinen Geschmack, das könnt ihr mir glauben.“

„Aber Richard braucht immer Geld“, fügte Lady Bromley hinzu, „vergesst nicht, dass sein Vater das Herzogtum völlig verschuldet zurückließ. Wenn er sich eine Frau aussucht, gibt seine finanzielle Situation den Ausschlag, ob sie nun groß und gertenschlank ist oder nicht.“

Marguerite seufzte. Es war natürlich eine bekannte Tatsache, dass Reichtum viele Menschen in einer unerwünschten Ehe zusammenbrachte. Ihr kam der Gedanke, dass ihr Ehemann sie auch ausschließlich aus diesem Grund geheiratet hatte. Das war erniedrigend!

Aber wie konnte sie ihn tadeln? Sie hatte bei dem Fettwanst genau das Gleiche getan und jetzt zahlte es ihr der neue Ehemann mit gleicher Münze zurück. Wieder war sie durch die Argumente ihrer Mutter und ihres Bruders geblendet.

„Wie auch immer“, schloss Lady Elton, „Rothford hatte jedenfalls keinerlei Hemmungen. Die arme Caroline muss wohl zehn Kinder geboren haben und dennoch hat er sie nicht geheiratet.“

„Hm“, ergänzte Lady Bromley, „ich denke, das ist verrückt. Rothford hat keinen Erben und wenn er meint, Caroline kann ihm den noch liefern, wird er sich noch wundern. Lady Jersey erzählte mir, dass sie kein Kind mehr bekommen kann.“

Lady Wharton mischte sich ein: „Das wird er vermutlich ohnehin seinem Bruder überlassen. John Montgomery ließ seine geheimnisvolle Frau nach London kommen. Zweifellos auf Geheiß seines Bruders, etwas Nützliches zu tun und Bewegung in die Angelegenheit zu bringen. Es heißt, er schlief nur in der Hochzeitsnacht mit ihr und hat sie dann in Edinburgh verrotten lassen. Ihr Vater ist nur ein Baron und hasst sie. Niemand versteht, warum ihre Mutter ihm auf dem Totenbett das Eheversprechen abgenommen

hat. Sie muss damals noch in die Windeln gemacht haben.“

„Sie ist eine schöne Frau“, schaltete sich Lady Bromley wieder ein, „es gibt Gerüchte über sie und einen gut aussehenden Soldaten, der froh darüber war, Montgomerys Platz in ihrem Bett übernehmen zu können. Wie heißt er noch gleich?“

„John Rothford sieht gar nicht schlecht aus, wenn man den Typ mag“, erwiderte Lady Elton. „Ich habe sie auch einige Male zum Tee eingeladen, aber sie bleibt wohl lieber zu Hause; dummes Mädchen.“

Marguerite sah auf die aufgebrachte Frau, die sich ein neues Hörnchen vom Teller nahm. Sie fragte sich, ob sie wohl eine Einladung dieser Dame ablehnen würde, wenn sie mit dem Bruder des Herzogs verheiratet und auf keinen Fall geneigt wäre, sich den weniger gehobenen Kreisen der Gesellschaft anzuschließen.

Sie seufzte noch einmal. Sie muss den Viscount überreden, sie zu dem Dinner des Herzogs zu begleiten. Sie wollte bei der nächsten Teestunde nicht das Gesprächsthema Nummer eins sein. Immerhin waren es noch zwei Wochen bis dahin. Sie hätte genug Zeit, ihren umherziehenden

Ehemann davon zu überzeugen, dass seine Entscheidung, nicht mitzukommen, falsch war.

-

„Warum hat mir das keiner gesagt?“

Stevie lehnte am Schrank im Speisezimmer. Er hatte soeben gefrühstückt und wollte gerade in die Cowe Street gehen.

Marguerite war aufgestanden, um das Frühstück einzunehmen, wenn schon nicht mit ihrem unwilligen Ehemann, dann vielleicht mit seinem sympathischen Bruder. Sie wusste nicht, dass dieser früh am Morgen die Stadt in einer dringenden Angelegenheit in Richtung Edinburgh verlassen hatte. Nur drei Wochen nach der Hochzeit wurde sie von einem morgendlichen Unwohlsein befallen. Rose zeigte kein Verständnis für ihr Gejammer: sie hatte noch nie von derartigen Beschwerden schon nach ein paar Wochen der sogenannten Schwangerschaft gehört. Rose brachte ihr Kekse und Tee ans Bett. Das schien zu helfen.

„Es wird ein sehr gesunder Junge, kein Zweifel“, hatte Rose freudestrahlend gemeint. „Wenn er sich jetzt schon so bemerkbar macht!“

Marguerite zuckte nur mit den Achseln und bat Rose, ihr beim Anlegen eines besonders schönen Kleides zu helfen; schön und nicht zu

verführerisch. Es war nun drei Wochen her, dass ihr Mann mit ihr geschlafen hatte; als ob er wüsste, dass das nun nicht mehr nötig sei. Sie glaubte nicht mehr daran, dass er noch einmal zu ihr kommen würde. Sie fand sich damit ab, dass sie ihn durch aufreizende Kleidung nicht verführen konnte. Nachdem sie das Frühstückszimmer betreten hatte, ging es ihr etwas besser. Aber dann musste sie feststellen, dass ihr Ehemann das Haus schon verlassen hatte. Zu ihrer Überraschung kam Stevie etwas später, um mit ihr zu frühstücken. Er war in einer ausgezeichneten Stimmung bis sie ihm sagte, dass Philip sie nicht zum Dinner des Herzogs begleiten wollte.

Der offensichtliche Ärger Stevies darüber überraschte sie ein wenig.

„Ich werde mit ihm sprechen, Schwesterherz“, versprach er zu Marguerites großer Verwunderung.

„Es kann nicht sein, dass er sich weigert, wenn es auch genau genommen dein Geld ist, was investiert wird.“

Marguerite sah ihn dankbar an, obwohl sie nicht wusste, wieso Stevie erfolgreich sein sollte, wenn sie es nicht geschafft hatte.

Der alte Diener verbeugte sich tief, ehe er die Tür des Raumes öffnete, in dem der Graf von Loghaire in den zwei letzten Monaten wohnte. Hengist trat mit einem merkwürdigen Gefühl ein.

Am liebsten wäre er zunächst zum Edinburgh Castle gefahren um etwas über die Probleme zu erfahren, die der Herzog von Lindley im Zusammenhang mit dem 42. Regiment wissen wollte.

Es war klar, dass der Krieg gegen Napoleon zu viele Opfer unter den Schotten gefordert hatte. Das Problem lag weit weg und hatte mit der Schlacht von Culloden zu tun. Dort waren viele Schotten massakriert worden. Die schottischen Streitkräfte waren auf einige tausend Soldaten geschmolzen und ein größerer Teil der jüngeren Schotten waren nach Amerika geflüchtet. Da wurde man nur verfolgt, wenn man rote Haut hatte, aber keinen Kilt. Es wurde immer schwieriger, genug junge Soldaten zu finden und zu rekrutieren, die im schottischen Black Guards Regiment kämpfen sollten, Wellingtons Eliteeinheit. Die wenigen Schotten, die die zunehmenden Lücken auffüllten, waren nicht gewillt, den Franzosen als Kanonenfutter zu dienen, auch wenn es nicht nur in britischem Interesse lag, Napoleon von den Britischen Inseln

fernzuhalten. Seit Jahrzehnten waren die Schotten als Alliierte an dem französischen Königreich interessiert. Nun hatte der König Louis Capet abgedankt und Napoleon beherrschte den größten Teil Europas. Selbst die stursten Schotten mussten zugeben, dass ein Krieg mit Frankreich unvermeidbar war und nicht nur von den Engländern bestritten werden konnte.

Auch wenn es kaum zu glauben war, so hatte Hengists Rückkehr von der Halbinsel Edinburgh ziemlich verstört. Es gab kaum genügend schottische Offiziere, um einen solchen Verlust zu ersetzen. Lochiel Cameron, der Hengists Position im Regiment übernehmen sollte, hatte eine Lücke in der Organisation in Edinburgh hinterlassen. Es war wirklich schlimm. Hengist konnte nicht viel in dieser Angelegenheit unternehmen, außer vorzuschlagen, neue Rekrutierungen vorzunehmen. Er wollte außerdem einige weitere Offiziere in den anderen Highland Regimentern finden. Der Leutnant bat ihn inständig, in Edinburgh zu bleiben, um die 42. zurück zu altem Ruhm zu führen. Aber Hengist wusste, dass er dieser Bitte jetzt nicht entsprechen konnte. Es gab zu viele andere Dinge, mit denen er sich beschäftigen musste.

Der Diener seines Vaters, Derrick, folgte Hengist still in das Zimmer.

Hengist schnüffelte und verzog seine Nase, weil die Luft in diesem Raum unangenehm roch. Er runzelte die Stirn und wandte sich Derrick zu, der bescheiden neben einem thronartigen Stuhl stand.

Hengist wunderte sich, warum ein Stapel schmutziger Wäsche auf dem Stuhl lag, bis er entdeckte, dass der Stapel eine menschliche Form hatte, bedeckt von nicht sehr sauberer Kleidung. Der Mensch war mit Lederstreifen um die Brust an dem Stuhl festgebunden; sie konnten den Körper aber nicht aufrecht halten. Sein Kopf lag auf der Schulter und er schnarchte laut mit weit geöffnetem Mund.

Hengist sah seinen Vater mit großer Traurigkeit an. Er und Hengist waren nie große Freunde gewesen, da sein Vater Philip immer lieber mochte. Das hatte letztlich ihr Verhältnis bestimmt. James Agnew war vor zwölf Jahren ein sehr ansehnlicher Mann, als Hengist sich für die 42. verpflichtete. Nun schaute Hengist auf diesen dünnen Körper herab, der ihn in keiner Weise mehr an den mächtigen Grafen erinnert, der er noch vor zehn Jahren gewesen war. Damals

bemühte er sich, die Balance zwischen zwei Herzogtümern herzustellen.

Mit Herzschmerzen nahm er zur Kenntnis, dass sein Vater auf dem Nachtstuhl angebunden war. Selbst auf diesem Toilettenstuhl sitzend, hatte der Graf auf das Laken uriniert, das um seine nacktes Geschlecht und seinen Bauch gebunden war. Derrick folgte seinem Blick und errötete leicht.

„Das muss passiert sein, als ich kam, um Sie einzulassen, Master Hengist“, entschuldigte er sich. „So konnten wir wenigstens verhindern, dass er sich total schmutzig macht. Er merkt wohl nicht mehr, wann er sich erleichtern muss.“

Er schaute traurig auf den Mann vor ihm und Hengist fragte sich, ob er wohl mit den Tränen kämpfte.

Derrick war bei seinem Vater, seit dieser sich rasierte und seine teure Kleidung trug. Er war ungefähr dreißig, als er in die Dienste des jungen Viscounts trat. Demnach musste er ungefähr siebzig sein, wie Hengist schnell errechnete. Derrick war immer schlank und klein gewesen, während sein Herr immer groß und kräftig war. Seine wenigen Haare waren schlohweiß und kurz geschnitten. Für sein Alter sah er noch immer recht gut aus. Hengist vermutete, dass er niemals an dem Unglück der meisten Schotten teilgehabt

hatte: Er hatte immer zu essen und seine Dienste als Diener in einem gräflichen Haushalt waren nicht so anstrengend. Ob er wohl jemals verheiratet war? Hengist hatte jedenfalls niemals davon gehört.

Der Diener machte einen Schritt nach vorn und fasste den Grafen am Ärmel. Hengist sah, dass der Graf ein kurzes Nachthemd trug, das ihm bis zum Bauch reichte. Der übrige Teil des Körpers war in die schmutzigen Tücher gewickelt.

Derrick bemerkte Hengists kontrollierenden Blick auf die Laken.

„Soll ich ihn zuerst säubern?“, fragte er, „normalerweise lasse ich ihn nicht in diesem Zustand.“

Hengist schüttelte nur den Kopf. Als Soldat kannte er Schlimmeres als vollgepisste Laken.

Derrick beugte sich über den Schlafenden

„Sehen Sie, wer gekommen ist, Mylord!“, sagte der Diener mit lauter Stimme.

Der Graf schnaubte kurz und hob verschlafen seinen Kopf an.

„Mmmm?“

„Schauen sie, wer hier ist!“ wiederholte der Diener und stellte sich so, dass der Graf Hengist sehen konnte.

Er sah auf Hengist, ein Auge geschlossen.

„Ob er mich wohl erkennt?“ Hengists Stimme war voller Besorgnis.

Der Diener wollte gerade mit den Schultern zucken, als sein Herr anfang zu lächeln, voller Verwunderung.

„Pa?“, fragte er

Hengist stand wie versteinert da, aber Derrick strich dem Grafen wieder über seinen Arm.

„Pa?“

„Er denkt, Ihr seid sein Vater“, entschuldigte Derrick sich, „es tut mir so leid, Master Hengist, aber die Ärzte sagen, er lebt in der Vergangenheit und kann sich nur an die Zeit vor vierzig Jahren erinnern, wenn er überhaupt etwas sagen kann.“

Der Graf streckte eine zitternde Hand in Hengists Richtung. Der konnte nicht anders als sie in seine großen Hände zu nehmen. Er war geschockt als er sah, wie mager und krallenartig die Hände seines Vaters waren.

„Oh, Vater“, seufzte er und schüttelte seinen Kopf, „dass es so weit kommen musste!“

Der Graf nickte und lächelte noch einmal.

„Pa“, sagte er wieder.

Donaldson griff nach einem weiteren Bündel Papier, als der alte Butler in die Bibliothek geschlurft kam.

„Doktor Prendergast, mein Lord“, kündigte er mit müder Stimme an und trat beiseite, um einen kräftigen Mann eintreten zu lassen.

Hengist sah mit einem Stirnrunzeln auf. Nach Donaldsons Meinung war es besser, jedermann in dem Glauben zu lassen, er sei Lord Morvern. Das würde einiges einfacher machen, wenn es zu Erbschaftsangelegenheiten käme, die nur der Erbe verhandeln konnte. Donaldson hatte ihm gesagt, dass zu viele Dinge noch nicht abschließend geregelt waren. Bei dem jetzigen schlechten Zustand des Grafen war das für die Grafschaft eine Katastrophe.

Hengist ärgerte sich zwar darüber, dass er wieder die Rolle seines Bruders übernehmen musste, aber er sah es auch ein. Nur Derrick war es sofort aufgefallen, dass er der Zweitgeborene war. Kein anderer im Haus konnte den Unterschied feststellen. Philip war in den letzten Jahren nicht mehr hier in Edinburgh gewesen. Da Hengist nun der Besitzer war, fühlte sich Philip schon gar nicht veranlasst, das Haus noch einmal zu besuchen. Er hasste Edinburgh und zog es vor, in London zu bleiben.

Die Angestellten im Haus, das ja ursprünglich seiner Mutter gehörte, waren, abgesehen von Derrick und Donaldson, ziemlich neu. Padding,

der alte Butler, schien sich überhaupt nicht an ihn zu erinnern. Das war zu erwarten, denn Philip und Hengist glichen sich – vor allem für ein untrainiertes Auge - wie ein Ei dem anderen.

Sie hatten den ganzen Tag in der Bibliothek gearbeitet und ein Dokument nach der anderen aus den Schreibtischen und Aktenmappen herausgenommen.

Hengist war erschrocken darüber, dass Donaldson Recht hatte.

Das Erbe seines Vaters war wirklich in einem sehr schlechten Zustand. Donaldson erklärte, dass Lady Loghaire ihr Bestes versucht hatte, um das Grafentum zu bewahren, aber ihre schleichende Krankheit im vergangenen Halbjahr hatte sie alle Kraft gekostet. In den letzten anderthalb Jahren waren deshalb nur die notwendigsten Regelungen getroffen worden. Donaldson übergab ihm den Ring und das Siegel seines Vaters. Dabei brummelte er vor sich hin, das Lord Morvern nie erschienen war, um sie zu holen, obwohl sie ihn gewarnt hatte, dass sein Vater keine wichtigen Entscheidungen mehr zu treffen im Stande war.

Hengist starrte auf die Insignien der Macht seines Vaters und dachte darüber nach, ob Philip jemals seine Verantwortung übernehmen würde. In seinem Herzen wusste er, dass es Philip eher

um den Titel ging, nicht aber um die damit verbundenen Verwaltungsarbeiten. Hengist war sich im Klaren darüber, dass seine Mutter sich oft beklagte hatte und es unmöglich fand, dass der Erbe sich niemals kümmerte, wohl aber der Zweitgeborene.

Und er hatte sich wirklich gekümmert, bei Gott! Er hatte all das gemacht, was eigentlich Philips Aufgabe war. Selbst notwendige Zahlungen hatte er aus eigener Tasche geleistet. Es gab ja keine andere Möglichkeit. Die Grafschaft hatte kein Geld, aber er besaß noch das Erbe seiner Mutter, abzüglich des Investments, das er in London geplant hatte.

Hengist fragte sich oft, wie es möglich war, dass ein so intelligenter Mann wie Philip sich in keiner Weise um die Dinge kümmerte, die von einem künftigen Grafen von Loghaire erwartet wurden. Für Philip war die Welt ein einziger Spielplatz. Es war immer leichter, den Pflichten den Rücken zuzukehren und so zu tun, als ob keine da wären.

Hengist kannte seinen Bruder besser als jeder andere auf der Welt. Er hatte immer so getan, als ob er zu dumm sei, um die Verpflichtungen zu verstehen; aber Philip hatte nie irgendwelche Probleme in der Schule oder in Cambridge. Er

bestand alle Prüfungen gut. Er besaß einen schnelle Auffassungsgabe und eine verblüffende Faulheit, eine beachtliche Schlaueit gepaart mit unglaublicher Gleichgültigkeit; das war nichts Neues. Philip spielte die Rolle des hochmütigen, sich um nichts kümmernden Aristokraten in Perfektion.

Als der Arzt im Studierzimmer ankam, erhob er sich und streckte ihm die Hand hin.

„Ich bin froh, dass Sie kommen konnten, Dr. Prendergast“; begrüßte er ihn und signalisierte dem Butler, ihm noch einen Stuhl zu bringen, „ich war schockiert, den Graf in einer so schlechten Verfassung zu sehen.“

Der Händedruck des Arztes war kühl, aber fest.

„Ich freue mich auch, dass Sie den Bitten von Mr. Donaldson gefolgt sein, mein Lord“, erwiderte er ruhig. Dabei wollte er durchaus sein Missfallen kundtun, dass der Viscount so viele Jahre nicht mehr in Schottland war.

Hengist zog es vor, nicht auf diesen Tadel einzugehen; es war schlimm genug, dass weder er noch Philip anwesend waren, als seine Mutter gestorben war. Daran konnte sich der Arzt offensichtlich noch gut erinnern. Sein Aufenthalt auf dem Festland war sicherlich eine gute

Entschuldigung, aber jeder im Haus und darüber hinaus schien Philips Desinteresse zu kennen.

„Sagen Sie mir, warum ist mein Vater wie ein...wie ein..., warum ist er so?“

Hengist setzte sich auf einen Stuhl.

„Bleiben Sie, Donaldson!“, rief er scharf, als der Verwalter den Raum verlassen wollte.

„Setzen Sie sich um Gottes willen. Das betrifft Sie genauso wie mich!“

Donaldson zog sich einen Stuhl heran und machte sich ganz klein.

„Euer Vater leidet an einer Krankheit, die Demenz heißt, mein Lord. Es ist eine Krankheit des Verstandes und führt zu einer Art von ..., ja, Verrücktheit. Es begann vor fünf Jahren, es war anfangs ein langsamer Prozess, so dass es eine Weile dauerte, um es zu diagnostizieren. Erst als der Graf in der Nacht keine Ruhe mehr fand und seine Verwirrtheit nicht mehr nur bloße Vergesslichkeit genannt werden konnte, war seine Erkrankung offensichtlich. Wir hatten gehofft, dass es sich dabei um eine Art melancholischer Demenz handelte, die heilbar scheint.“

Hengist starrte den Doktor an. Er war mittelgroß und ging auf die Fünfzig zu. Er pflegte ein kleines Bäumlein, was die Folge seines

Berufes war; er hatte stets sehr viel zu essen und immer ein Glas Wein dabei. Er strahlte zweifellos eine große Professionalität aus. Natürlich, der Leibarzt eines Grafen zu sein verlangte auch ein entsprechendes Wissen, vor allem, nachdem die Gräfin ihn jedes Mal zu sich bestellte, wenn sie in Edinburgh weilte.

Seine Mutter hatte niemals einen Arzt gerufen, nur weil der in der Gesellschaft gerade „in“ war.

„Demenz?“ Hengist rieb sich das Kinn. Er hatte sich heute früh nicht die Zeit genommen, um sich gründlich zu rasieren.

„Ist das nicht etwas, das nur alte Menschen bekommen? Vater war erst vierundfünfzig Jahre alt, vor fünf Jahren.“

Der Doktor schüttelte den Kopf.

„Diese Krankheit zeigt sich in der Tat oft erst bei senilen Greisen, aber man weiß, dass sie jede Person in jedem Alter treffen kann. Die Anstalten sind voll von Menschen mit diesem Leiden.“

„Sie wollen also sagen, dass mein Vater so verrückt ist, dass er normalerweise in eine Anstalt gehört?“, unterbrach ihn Hengist.

Der Mann ihm gegenüber kräuselte die Lippen

„Anstalten sind Einrichtungen für Verrückte, ja. Wenn Ihr Vater kein Graf wäre und viele Angestellte hätte, die sich um ihn kümmern,

würde er sich vermutlich ein einer solchen Einrichtung wiederfinden. Solange er in diesem Zimmer bleibt und nicht herumwandern kann, ist das für ihn völlig in Ordnung. Er ist nicht mehr aggressiv. Dieses Stadium seiner Demenz hat er bereits hinter sich.“

Hengist nickte langsam. Sein Vater war also verrückt. Das war eine verdammt schlimme Offenbarung.

„Warum muss er auf diesem Stuhl festgeschnallt sein?“

Der Arzt rutschte auf seinem Stuhl herum.

„Donaldson“, wandte Hengist seinen Kopf in Richtung des Verwalters, der wohl am liebsten unsichtbar wäre, „ich denke, es ist Zeit für ein paar Erfrischungen und einen Wein. Padding soll uns eine Flasche und drei Gläser zu bringen, bitte.“

Er lächelte, als er in Donaldsons Augen Anerkennung aufblitzen sah, ob für den Wein oder für das „bitte“, das er nachgeschoben hatte.

Er wandte sich wieder dem Doktor zu.

„Ihr Vater hat sich vor zwei Jahren die Hüfte gebrochen. Da er diese Verletzung wegen seines Zustandes nicht erkennen konnte, lief er damit herum, was die Sache nur verschlimmerte. Er musste fixiert werden, weil er andauernd

aufstehen wollte. Sein Diener hat ihn auf diesen Stuhl gesetzt, weil der Graf wohl nicht mehr spürte, wenn er...Viele Patienten können die Körperfunktionen nicht mehr kontrollieren. Der Diener war sehr vernünftig, ihn auf diesem Stuhl festzubinden. Für diese Lösung verdient er Lob, wie ich meine.“

Aha, der Doktor stimmte dem Diener also zu. Hengist unterdrückte ein Lächeln. Es war deutlich, dass beide Männer sich um seinen Vater kümmerten; das war wie Balsam für seine Seele.

„Wie ist also die Prognose?“

Der Doktor zwinkerte mit den Augen.

„Prognose? Ich fürchte, es kann nur noch schlimmer werden, mein Lord.“

Hengist nickte dem schweigenden Padding zu, der den Raum mit einer Dekantierflasche und drei Gläsern betreten hatte und anfang, ihnen den Wein zu servieren.

„Schlimmer?“ Hengist schaute ungläubig.

„Was kann schlimmer sein, als auf einem Toilettenstuhl angebunden zu sein und zu denken, dass der Sohn der eigene Vater ist?“

„Ich bin nicht sicher, ob wir schlimmer oder ernsthafter sagen sollten, mein Lord. Es ist die Frage, wie wir die Situation definieren. Vor zwei Jahren, als der Graf zunächst im Zimmer

eingesperrt und dann auf dem Stuhl festgebunden worden ist, hatte er die ganze Nacht geschrien und gerufen und jeden zur Verzweiflung und an die Belastungsgrenzen gebracht. Wir haben ihn mit Laudanum ruhig gestellt, aber das vertrug sich nicht mit seiner Medizin. Das war eine sehr schwere Zeit für jeden im Haus und besonders für die Gräfin, deren Gesundheitszustand sich leider dramatisch verschlechterte. Was ich mit schlimmer meine, ist, dass er aller Voraussicht nach immer tiefer in diese Verrücktheit versinken wird. Er wird sich immer weniger erinnern, wie ein zwei Jahre altes Kleinkind und vergessen, wie man spricht. Am Ende, falls der Körper noch nicht aufgegeben hat, wird er leben wie ein...ein Stück Gemüse.“

„Aber es gibt doch bestimmt Medikamente?“
Hengist war geschockt.

Der Arzt schüttelte nur den Kopf. Er langte nach dem Glas und trank einen Schluck. Hengist schoss der Gedanke durch den Kopf, dass Doktor Prendergast keine Trinker war, wie die meisten Schotten.

„Ihr Vater befindet sich bereits in einem Zustand, dass ihm nicht mehr geholfen werden kann, mein Lord, dass muss ich Ihnen leider sagen. Es ist ein Glück, wie ich schon sagte, dass

er Bedienstete hat, die ihm das Leben etwas erleichtern können. Ich weiß nicht, ob Sie schon einmal in einer Anstalt waren, aber Sie können sich sicher vorstellen, dass es viele Plätze auf der Welt gibt, wo man lieber sein möchte.“

Hengist sackte in seinem Stuhl zusammen. Das Weinglas auf dem riesigen Schreibtisch, der einmal seinem Vater gehört hatte, hatte er vergessen.

„Was muss ich also erwarten?“

Der Doktor lachte kurz auf.

„Er kann gut und gerne hundert werden, aber er wird nie mehr können als ein zwei Jahre altes Baby. Die Grafschaft wird einen neuen Regenten brauchen bis er stirbt.“

„Er kann noch hundert werden?“, bezweifelte Hengist.

„Wie man so sagt; die meisten Patienten überleben eine solche Krankheit nicht länger als zehn Jahre. So wie sie die Sprache und ganz alltäglichen Handlungen vergessen, so scheint ihr Körper den richtigen Gebrauch seiner entsprechenden Funktionen zu vergessen. Sie sterben innerlich. Es beginnt mit unerklärlichen Entzündungen im ganzen Körper und am Ende kann er damit nicht fertig werden.“

„Was fühlt er denn? Ist ihm das bewusst?“

„Ihm sind nur die Unannehmlichkeiten bewusst, mein Lord.“ Der Doktor sah Hengist traurig an.

„Die Unannehmlichkeiten wird er fühlen, wie es ein Baby fühlt, das man auf den Arm nimmt. Es ist viel schlimmer für die Menschen um ihn herum.“

Hengist nahm jetzt einen großen Schluck Wein.

„So müssen wir mit ansehen, wie es ihm im immer weiter bergab geht, ohne ihm helfen zu können?“

Der Arzt senkte den Kopf. Er wollte nicht die Bitte hören, die so konträr zu seinem geleisteten Eid und seiner eigenen Überzeugung war.

„Ich fürchte, das ist alles, was wir tun können, mein Lord.“

*

*

*

4: EIN RENDEZVOUS

*



Warum zum Teufel gerate ich immer wieder in